

Jana Thiem, 1971 in Görlitz geboren und in der schönen Oberlausitz aufgewachsen, war schon immer von ihrer Lieblingsstadt Dresden fasziniert. Wenn sie nicht schreibt, arbeitet sie als selbstständige Webdesignerin. Derzeit lebt sie mit ihren beiden Kindern in Rheinhessen.

JANA THIEM

Milchweißes Wunder

DRESDEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für meinen Vater,
der in mir die Liebe zu Dresden geweckt hat

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/utopiq23
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Christine Derrer
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-692-6
Dresden Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Prolog

Gedankenverloren stand sie am Fenster und ließ ihren Blick über die glitzernde Wasseroberfläche gleiten. Die Sehnsucht nach Freiheit, nach frischer Luft und ihrem eigenen Zuhause entzog ihrem Körper allmählich jegliche Energie. Nur noch drei Wochen, dachte sie. Eigentlich lief alles nach Plan. Sie würde es schaffen.

Wenn sie ehrlich war, hatte sie damit gerechnet, übers Ohr gehauen zu werden. Die Gefahr, dass es nicht funktionieren würde, bestand immer. Auch jetzt noch. Aber bislang wurden alle Absprachen eingehalten. Sie konnte ihr Glück selbst kaum fassen. Schriftlich hatte sie natürlich nichts vorliegen. Die Angst, dass es doch kein gutes Ende geben könnte, schmorte trotz allem tief in ihr. Sie musste einfach vertrauen. Noch drei Wochen Bangen und Hoffen. Dann würde endlich wieder alles normal werden.

Sie warf einen letzten sehnsuchtsvollen Blick auf die sonnenbeschiedene Landschaft.

Drei Wochen später

Donnerstag, 3. Oktober, frühmorgens

Was hätte es doch für ein schöner Feiertag werden können. Wäre da nicht diese Frau. Tot. Von der Elbe an Land gespült. Seufzend schaute Kriminalhauptkommissar Humboldt von der Leiche auf. Irgendetwas irritierte ihn. Er trat einen Schritt zurück, heraus aus dem Morast am Elbufer. Sein Blick glitt über das Elbwasser flussaufwärts. Wo kam diese Frau her? Oberflächlich gab es keinen Hinweis. War sie hier in den Büschen direkt neben dem Anleger der DLRG nur hängen geblieben und weiter oben in die Elbe gestürzt? Und warum glaubte er, dass sie nicht gestoßen wurde?

Humboldt sah zum gegenüberliegenden Ufer und dann weiter die Elbe entlang. Am Blauen Wunder blieb er hängen. Im Wirrwarr der Streben der Loschwitzer Brücke verhedderten sich seine Gedanken.

»Die lag nicht lange im Wasser.« Die Stimme von Gerichtsmediziner Dr. Lorenz Richter holte ihn in die Wirklichkeit zurück. »Nach bisherigen Erkenntnissen ist sie aber auch nicht hier gestorben.«

Humboldt schaute Richter an. Die dunkle, eckige Brille passte hervorragend zu seinem kantigen Charakter, dachte er und stimmte sich innerlich auf Richters regelmäßiges Frage-Antwort-Spiel ein.

»Gestorben?«, hakte Humboldt nach. »Also gibt es doch eine natürliche Todesursache?«

»Nicht so voreilig. Dazu muss ich die junge Dame natürlich etwas gründlicher unter die Lupe nehmen.« Richter zog Humboldt dichter an die Leiche heran. »Jetzt schau sie dir doch einmal ganz genau an. Fällt dir nichts auf?«

Humboldt hasste dieses Rätselraten, und Richter genoss es jedes Mal aufs Neue.

Humboldt ging in die Hocke, um sich die Tote noch näher

zu betrachten. Immer wieder wunderte er sich, dass ihm der typische Würgereiz, mit dem manche seiner Kollegen zu kämpfen hatten, erspart blieb. »Hm, sie war wohl mal eine sehr hübsche Frau. Und nun ist sie ... ertrunken?«

Richter räusperte sich kurz, was Humboldt aufsehen ließ. »Jedenfalls konntest du auf den ersten Blick keine äußeren Gewalteinflüsse feststellen. Also kann sie doch einfach ins Wasser ...« Humboldt stockte. Erneut verwirrte ihn der Anblick der jungen Frau. Wasserleiche? Hätte er sie heute Morgen am Straßenrand oder im Großen Garten gefunden, er wäre niemals auf Tod durch Ertrinken gekommen. Ganz im Gegenteil. Ihre Wangen waren eingefallen, und die Schlüsselbeine traten durch den dünnen Stoff ihrer Bluse stark hervor. Der Verwesungsprozess war zwar schon fortgeschritten, aber die typischen Merkmale einer Wasserleiche fehlten. Sie sah weder aufgedunsen aus noch hatte sich eine Waschhaut gebildet. Also das war es. »Tja, ich würde sagen, sie sieht eher aus, als wäre sie verhungert. Kann es denn sein, dass sie hier nur abgelegt wurde?«

Richter zuckte nachdenklich die Schultern. Da Humboldt die Rätselpflicht bestanden hatte, wandte sich Richter wieder leise murmelnd der Leiche zu. Wer es jetzt wagte, ihn anzusprechen, stand selbst kurz davor, auf seinem Seziertisch zu landen.

Beim Einsatzwagen, der ein Stück weiter auf dem Radweg stand, entdeckte Humboldt seine Kollegen Marc Vierhaus und Lara König. Er hätte sie gar nicht sehen müssen, so unüberhörbar rasselten sie wieder einmal verbal aneinander. Seitdem bekannt war, dass die nächste Leistungsbeurteilung anstand, lagen die beiden in ständigem Wettstreit um die Beförderung zum Polizeikommissar.

Humboldt hielt kurz inne und überlegte, ob er sich zuerst den Fundort näher anschauen sollte. Zu spät.

Mit langen Schritten legte Lara König den kurzen Weg bis zum Flussufer über die immer noch saftig grüne Wiese zurück. »Dieser ach so schlaue Möchtegernkommissar hat den Zeugen Schubert gehen lassen.«

»Ich habe doch sämtliche Daten und seine Aussage zu Pro-

tokoll genommen. Und ich weiß, wo er hinwollte«, verteidigte sich Marc Vierhaus schon von Weitem.

»Und wenn er gelogen hat?« Lara König schoss die Worte in seine Richtung ab. Mit einem spöttischen Lächeln drehte sie sich wieder Humboldt zu.

Seufzend dachte dieser an die Klettertour, die er heute eigentlich mit seinem Freund Toni in der Sächsischen Schweiz hatte machen wollen.

Es sollte ein schöner Abschluss einer kurzen Klettersaison werden. Humboldt mochte die Winterkletterei nicht. Den Ehrgeiz, der erste Gipfelstürmer an Neujahr zu sein, besaß er nicht. Bevor er sich Silvester auf einen eisigen Felsen hockte und darauf wartete, sich mit steif gefrorenen Fingern in das Gipfelbuch einzutragen, genoss er lieber mit Freunden einen guten Rotwein.

Gestern hatten sie noch beratschlagt, auf welchen Felsen sie heute gehen würden. Toni wollte endlich einen Weg mit der Schwierigkeit VIII vorsteigen. Aber Humboldt hatte eher Lust auf einen schönen Weg. Der Schusterweg am Falkenstein war zwar ein Weg mit mehreren Seillängen und daher eine ganz schöne Schinderei, aber man wurde mit einem Wahnsinnsblick belohnt. Außerdem brachte es Glück, wenn man an die Nase eines gewissen Herrn Schuster, dessen Gesicht als Relief in den Felsen gehauen worden war, fasste und ihn freundlich grüßte.

Wehmütig blickte Humboldt kurz in den blauen Himmel. »Okay. Wer ist Zeuge Schubert? Und wo ist er jetzt?«

Marc Vierhaus legte die letzten Meter vom Einsatzwagen kommend im Laufschrift zurück. »Henning Schubert hat die Leiche gefunden und die Polizei gerufen. Er war gerade bei seiner allmorgendlichen Joggingrunde. Da jetzt aber die Laktatmessung ansteht, habe ich ihn gehen lassen. Er ist im Sportinstitut von Dr. Wiesinger.«

»Sportinstitut? Das ist doch auf der anderen Seite der Elbe, oder?« Humboldt überlegte und drehte sich Richtung Blaues Wunder.

»Ja, genau. Henning Schubert, also der Zeuge, bereitet sich

gerade auf seinen ersten Marathon vor. Wenn Sie über das Blaue Wunder fahren, müsste es gleich an der ersten Kreuzung links in den Körnerweg gehen.« Er zeigte zur Brücke.

»Müsste? Ich denke, du weißt, wo sich der Zeuge aufhält?«, mischte sich Lara König wieder ein.

Marc Vierhaus ignorierte sie.

»Er bereitet sich im Sportinstitut auf einen Marathon vor? Ich dachte immer, das wäre eine Klinik und da würden nur die hingehen, die die Strapazen eines Marathons schon hinter sich und jetzt mit den Folgen zu kämpfen haben.« Humboldt schüttelte skeptisch den Kopf. Er sah noch einmal zum Elbufer. Die Sonne stand mittlerweile schon ziemlich hoch am Himmel. Das bunte Herbstlaub der vereinzelt stehenden Bäume zeichnete sich kontrastreich vom blauen Himmel ab. Richter war noch immer mit dem Leichnam beschäftigt. Die Kollegen vom Erkennungsdienst gingen ebenfalls ihren Pflichten nach. Hier konnte er im Moment nicht viel ausrichten.

»Vierhaus, Sie bleiben hier, bis die Spurensicherung fertig ist. Schauen Sie sich in der Zwischenzeit bei der DLRG und dem Kanuverein um.« Humboldt zeigte zu einem langen Gebäude, das an den Radweg angrenzte. »Vielleicht hat dort jemand etwas gesehen oder gehört. Das Übliche eben. Lara und ich fahren rüber zum Institut von diesem ...?« Humboldt versuchte, sich an den Namen des Klinikchefs zu erinnern.

»Dr. Stefan Wiesinger«, half ihm Marc Vierhaus auf die Sprünge.

»Richtig, Wiesinger. Alles klar? Wir treffen uns später im Kommissariat.« Damit nickte Humboldt Lara König zu. Auf dem Weg zu seinem Auto drehte er sich noch einmal um.

»Und Marc! Das nächste Mal bleibt der Zeuge vor Ort. Und wenn er eine Audienz beim Landeschef persönlich hätte. Ist das klar?«

Marc Vierhaus grummelte ein paar unverständliche Worte, nickte aber zähneknirschend in Humboldts Richtung. Das Grinsen auf Lara Königs Gesicht blieb ihm nicht verborgen.

Beim Betreten des Wiesinger Sportinstituts zog Humboldt die Nase kraus. Er hatte ja mit allem gerechnet. Mit dem typischen Klinikgeruch, vielleicht auch mit dem Duft von Sportsalben, irgendwie holzig und eukalyptusartig. Aber hier roch es eindeutig nach Wellnessfarm. Jedenfalls stellte er es sich so vor. Er selbst hatte sich den angeblichen Luxus bisher nie gegönnt. Für ihn bedeutete Ausspannen, seine Kletterschuhe anzuziehen und einen interessanten Gipfel zu erklimmen. Humboldt hatte Mühe, den Zitrusduft und die Ausdünstungen der Räucherstäbchen zu ignorieren. Ein kurzer Blick auf seine Kollegin bestätigte ihm, dass er das wohlwollende Seufzen richtig gedeutet hatte. Im Vorbeigehen zog Lara König einen der bunten Prospekte aus einem Ständer und begann eifrig darin zu blättern.

Humboldt räusperte sich. »Hm, dann schauen Sie sich mal hier um, ich versuche Henning Schubert ausfindig zu machen. Und Lara –«

»Ja, ja, schon gut, Chef. Ich nehme das mit nach Hause.« Dabei hielt sie den bunt bebilderten Wellnessprospekt in die Höhe. »Ich niste mich dann hier ein, wenn der Fall gelöst ist.« Lächelnd straffte sie ihre Schultern und ging mit festem Schritt in Richtung Patientenzimmer.

Humboldt läutete an der Anmeldung ein leises Glöckchen. Erst jetzt fiel ihm auch die zarte orientalische Musik auf, die offenbar nur in das Unterbewusstsein dringen sollte. Er spürte eine leichte Aggression aufkommen. Die Dame an der Anmeldung, die sich als Frau Messner vorstellte, sah dann doch wieder bodenständig genug aus, sodass Humboldt zur gewohnten Routine zurückkehren konnte.

»Humboldt, Kripo Dresden«, stellte er sich vor und zückte seinen Ausweis. »Ich muss mit einem Patienten namens Henning Schubert sprechen. Es wird nicht lange dauern.«

Frau Messner, um die fünfzig und leicht übergewichtig, starrte den Ausweis mit weit aufgerissenen Augen an.

Wenn sie sich noch ein Stück weiter nach vorn beugt, landet ihre lange Kette in der Kaffeetasse, dachte Humboldt. Gerade wollte er sie darauf aufmerksam machen, da sprudelte Frau Mess-

ner auch schon los: »Ei, also so ist das? Ich habe mich schon immer gefragt, wie sich das anfühlt, wenn mal ein echter Kommissar vor einem steht. Wissen Sie, ich lese sehr viele Krimis, und sonntagabends darf keiner bei mir klingeln. Da ist Tatortzeit!« Verschwörerisch riss Frau Messner die Augen noch weiter auf, und dann passierte es. Die Kette landete doch im Kaffee. Das brachte Frau Messner wieder auf den Boden der Tatsachen. Sie räusperte sich. »Entschuldigung, was genau wollten Sie noch mal?«

Humboldt musste sich ein Lächeln verkneifen. Wie unterschiedlich doch immer wieder Menschen auf seinen Ausweis reagierten. »Henning Schubert?«

»Ach ja ...« Frau Messner kam um den Tresen herum. »Bitte folgen Sie mir.« Mit geradem Rücken und leicht nach vorn gerecktem Kinn stolzierte sie an Humboldt vorbei. Das Ende der im Kaffee ertränkten Kette, die sie immer noch um den Hals trug, hielt sie in einer Hand verborgen. Der braune Fleck auf ihrem lilafarbenen Kasack, der typischen Schwesternkleidung, war allerdings nicht zu übersehen.

Frau Messner passierte den Eingangsbereich und ging in den anderen Teil des Gebäudes. An einer Tür mit dem Schild »Privat« blieb sie stehen. Statt zu klopfen, zog sie eine Schublade aus der Wand, entnahm ihr einen Zettelblock und schrieb etwas darauf. Humboldt blieb verwundert neben ihr stehen. Noch ehe er fragen konnte, drehte sich Frau Messner ihm zu und erläuterte: »Bevor Sie einen Patienten von uns zu Gesicht bekommen, müssen Sie erst ein Gespräch beim Chef beantragen. Das habe ich jetzt gerade für Sie getan. Dr. Wiesinger möchte nicht gestört werden. Deshalb müssen wir unsere Anliegen hier notieren.« Damit schob sie die Schublade mit einem Ruck wieder zurück.

Verblüfft fragte Humboldt: »Und jetzt?«

»Jetzt können Sie es sich in unserem Besucherbereich bequem machen.« Sie zeigte auf eine moderne Sessellandschaft. »Der Herr Doktor wird sofort bei Ihnen sein. Bitte entschuldigen Sie mich.« Frau Messner drehte sich um und steuerte eilig auf die Damentoilette zu.

Humboldt setzte sich widerwillig in einen der cremefarbenen Sessel. Diese Klinik führte anscheinend ein anderes Eigenleben als die Kliniken, die er bisher gesehen hatte. Er sah skeptisch zu dieser merkwürdigen Schublade neben der Tür von Dr. Wiesinger. Offensichtlich durfte niemand den Raum betreten. Aber warum? Sein Blick glitt weiter die Wand entlang. Hier hingen farbenfrohe abstrakte Gemälde, die perfekt zum Ambiente passten. Am Ende des Flurs lief die bebilderte Wand in einem rechten Winkel zurück bis zum Toilettenbereich. Erst jetzt fiel Humboldt auf, dass sich in diesem Gebäudeteil nur eine einzige Tür befand: die Privattür von Dr. Wiesinger. Bevor Humboldt weiter darüber nachdenken konnte, was sich dahinter verbarg, sah er Lara König. Diese ganze Atmosphäre hatte ihn dermaßen durcheinandergebracht, dass er richtig froh war, ein vertrautes Gesicht zu sehen.

Lara König hingegen schien guter Dinge zu sein. Fröhlich lächelnd setzte sie sich in den Sessel neben Humboldt. »Und? Konnten Sie schon mit unserem Zeugen sprechen?«

Humboldt winkte ab. »Erst müssen wir mit dem Chef des Instituts reden, und der kommt hoffentlich jeden Moment aus seinen heiligen Hallen.« Mit ausladender Handbewegung deutete er auf Wiesingers Privatbereich.

Lara König bemerkte seinen Unmut gar nicht. »Ich habe schon mit zwei Patienten gesprochen. Henning Schubert war allerdings nicht dabei. Er ist im Moment noch im Wellnessbereich.« Sehnsuchtsvoll zeigte sie auf die Glastür links neben den Toilettenanlagen. »Obwohl, das könnte er sein.«

Gerade trat ein Mann in einem Bademantel mit hochrotem Kopf aus der Glastür. Zielstrebig ging er auf eines der Patientenzimmer zu.

»Soll ich?«, fragte Lara König und stand von ihrem Platz auf.

Die Tür neben ihnen öffnete sich, und ein Mann mittleren Alters, circa einen Meter siebzig groß, drahtig und mit beträchtlichem Haarschwund auf dem Kopf, kam lächelnd mit ausgestreckten Armen auf sie zu. Ehe Humboldt es sich versah, umschlossen Wiesingers weiche Hände seine. »Herr Kommissar. Was kann ich für Sie tun?«

Humboldt versuchte, dem Griff so schnell wie möglich zu entkommen. Auch das passte wieder nicht zusammen. Wie konnte jemand, der so athletisch aussah, einen derart schwammigen Händedruck haben? »Herr Dr. Wiesinger, schön, dass Sie sich Zeit nehmen konnten. Das ist meine Kollegin Lara König. Mein Name ist Humboldt.«

»Ja, natürlich. Ich weiß, wer Sie sind.«

Humboldt betrachtete Wiesinger eingehend und überlegte fieberhaft, ob sie sich schon einmal begegnet waren. Wenn ja, dann konnte er sich nicht daran erinnern.

»Meine Assistentin, Frau Messner, war so freundlich, mir Ihren Namen mitzuteilen. Und ich habe die Angewohnheit, mich erst über meine Gesprächspartner zu informieren. Dank Internet ist das heutzutage ja kein Problem mehr.« Wiesingers kleine dunkle Augen blitzten dabei kurz auf. Noch ehe Humboldt den Blick deuten konnte, wandte sich Wiesinger Lara König zu. »Sie wurden mir leider nicht angekündigt. Aber bitte setzen Sie sich doch. Möchten Sie einen Kaffee?«, fragte er in die Runde.

Rasch schüttelte Humboldt den Kopf. Jetzt musste er erst mal wieder das Zepter in die Hand nehmen. Schließlich hatten sie eine Tote. Er berichtete in knappen Sätzen, warum sie im Institut waren. Ihm fiel auf, dass Wiesinger ihn die ganze Zeit nicht aus den Augen ließ. Was dieser unangenehme Arzt in seiner widersprüchlichen Klinik trieb, war ihm egal. Humboldt wollte nicht noch mehr Zeit verlieren. Er musste die Befragung des Zeugen zügig hinter sich bringen.

»Und nun müssen wir mit Henning Schubert sprechen. Und zwar am Tatort. Er musste ja vorhin so schnell weg.« Humboldt konnte es kaum erwarten, die Klinik zu verlassen.

Wiesinger nickte. »Kein Problem. Im Moment steht sowieso eine Ruhepause an. Er hat erst heute Nachmittag wieder sein Pensum zu absolvieren.« Er erhob sich und sprach kurz mit Frau Messner, die daraufhin verschwand.

Humboldt atmete tief aus.

Lara König schaute ihn skeptisch an. »Alles in Ordnung, Chef?«

Humboldt zuckte die Schultern. Er wollte gerade aufstehen, als eine Putzfrau mit einem grasgrünen Kopftuch aus den Sanitäreinrichtungen trat. Aus den Augenwinkeln nahm er eine Reaktion bei Wiesinger wahr. War dieser zusammengezuckt?

Wiesinger eilte auf die Putzfrau zu und redete leise, aber eindringlich auf sie ein. Die Frau wirkte eingeschüchtert, nickte nur immerzu und verschwand schließlich im Wellnessbereich.

»Scheint ja ein toller Chef zu sein. So kann man doch nicht mit seinen Angestellten umgehen«, flüsterte Lara König empört.

Humboldt winkte ab. Er konnte das alles hier nicht mehr ertragen, und der Duft löste bei ihm allmählich heftige Kopfschmerzen aus. »Ich warte draußen auf Sie und Schubert.« Damit eilte er zur Drehtür hinaus.

Donnerstag, 3. Oktober, morgens

»Mist!« Amelie Legrand warf ihr Handy auf den Schreibtisch. »Wo soll ich denn nun noch anrufen? Sie kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!«

Seitdem sie ihr Medizinstudium an der TU Dresden begonnen hatte, musste Amelie sich ein paar Euro dazuverdienen. Hauptsächlich, weil sie nicht in einem Wohnheim leben wollte. Sie hatte schnell eine schöne Wohnung mitten in der Neustadt gefunden. Nebst zwei Mitbewohnerinnen, Asha und Babette. Dresden war so ganz anders als Paris, ihre Heimatstadt. In Paris tobte immer das Leben. Zu viele Autos, zu viele Touristen, zu viel Familie. Aus diesem Grund wollte Amelie nach Dresden. Ihr Großvater hatte oft von dieser Stadt an der Elbe geschwärmt. Er war hier geboren und hatte bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr in einem Vorort von Dresden gewohnt. Dann kam der Krieg. Und als er aus einem Lazarett in Paris nach Kriegsende entlassen wurde, blieb er bei der hübschen Krankenschwester, die ihn so hingebungsvoll gepflegt hatte. Nun lebte ihr Großvater nicht mehr. Aber sie konnte sich noch gut an die Geschichten erinnern, die er ihr manchmal abends vor dem Schlafengehen erzählt hatte. In ihnen war immer ein kleines Mädchen auf Abenteuer tour durch Dresden unterwegs. Mal musste sie einen kleinen Hund aus dem Carolasee im Großen Garten retten, mal war ein Vögelchen aus einem Nest an der Frauenkirche, das in einem Fenstersims gebaut war, gefallen, und nur das Mädchen konnte ihm helfen. Und einmal war das Mädchen versehentlich in einen falschen Zug gestiegen und in der Sächsischen Schweiz gelandet.

Amelie lächelte. Wenn sie Probleme hatte, fiel ihr das kleine Mädchen ein. Unbewusst hatte ihr Großvater mit seinen Geschichten den Grundstein zum Lösen vieler Probleme gelegt. Oder hatte er das vielleicht beabsichtigt?

»Und, Bon-Papa? Wo soll ich noch suchen?« Amelie lehnte

sich in ihrem Schreibtischstuhl weit zurück und schaute an die Decke. Also: Asha ist seit mehr als zehn Wochen verschwunden. Nicht ganz verschwunden. Sie wollte zu ihrer Familie nach Indien. Jedenfalls hatte sie ihr das erzählt. Am Telefon hatte Amelie jedoch gerade erfahren, dass Asha in diesem Sommer nicht wie sonst bei ihrer Familie war. Eigentlich wollte Asha schon gestern zurück sein. Sie wusste doch, dass heute der Fototermin anstand. Diese Unzuverlässigkeit passte so gar nicht zu ihr.

Amelie seufzte und rollte mit ihrem Stuhl wieder näher an den Schreibtisch heran. Das wären herrliche Aufnahmen geworden. Das Licht in den Weinbergen musste heute phantastisch sein. Dazu noch die bunte Laubfärbung.

Missmutig sortierte sie die bisherigen Fotos von Asha. Das war schon großes Glück gewesen, als Fotografin für das Modemagazin »Big Pretty« arbeiten zu dürfen. Sie hatte sich damals einfach auf ein Stellenangebot gemeldet. Eigentlich sollte es nur aushilfsweise sein. Aber nach ihrem ersten Auftrag wollte die Chefredakteurin weiter mit Amelie arbeiten. Da kam ihr die Ausbildung zur Fotoassistentin, die sie in Paris gemacht hatte, zugute. Die freiberufliche Arbeit passte bestens zum Studium.

Für das Novemberheft von »Big Pretty« war eine Doppelseite mit Mode für Mollige vor ungewöhnlichen Plätzen vorgesehen. Und Amelie durfte tatsächlich die Fotos dafür machen und sich die Plätze aussuchen. Und das Model. Wieder lächelte sie. Asha war das perfekte Model. Mit ihrer indischen Ausstrahlung bildete sie einen wunderbaren Kontrast zu Dresdens Sehenswürdigkeiten. Egal, was Asha anhatte, sie sah in allem einfach hinreißend aus. Sie war mollig und dabei äußerst attraktiv.

Was hatten sie für einen Spaß gehabt! Ob im Fußballstadion an der Lennéstraße, am Elbufer mit Blick auf die historische Altstadt oder auf der Basteibrücke in der Sächsischen Schweiz. Natürlich durfte eine Aufnahme in der Yenidze nicht fehlen. Wie einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht entsprungen sah Asha aus. So glücklich hatte Amelie sie noch nie gesehen.

Irgendwann Ende Juni, Amelie hatte gerade von ihrer Chefin erfahren, dass das Erscheinungsdatum der Doppelseite auf den

November verschoben war, wurde Asha stiller. Sie zog sich zunehmend in ihr Zimmer zurück, ging nicht mehr mit aus und hatte keinerlei Interesse, die aktuellen Fotos zu sehen. Natürlich machte sich Amelie Gedanken. Anfangs glaubte sie, Asha wolle sich ganz und gar auf ihr Informatikstudium konzentrieren. Aber es musste noch etwas anderes sein. Sie hatte sich ein neues Handy, diesmal ein Smartphone, zugelegt und telefonierte damit deutlich mehr als bisher. Amelie vermutete erst, dass es Probleme innerhalb der Familie gab. Aber warum fuhr Asha dann nicht hin? Amelie hatte Asha manchmal heimlich in der Küche beobachtet und ihr verträumtes Gesicht gesehen. Sie überlegte, dass vielleicht auch ein Liebhaber hinter Ashas Veränderungen stecken könnte.

Es klopfte an ihrer Tür. Ohne auf Antwort zu warten, ging die Tür auf, und Babette, die zweite Mitbewohnerin und Amelies enge Freundin, stürmte herein. Babette war das ganze Gegenteil von Asha. Laut, fröhlich, immer optimistisch.

»Und? Hast du schon was von unserem *Model* gehört?« Babette warf sich schwungvoll in Amelies Sessel und machte es sich bequem.

»Du weißt, dass sie den Ausdruck nicht mag«, wies Amelie Babette zurecht. »Und nein, ich habe leider nichts gehört. Sie ist weder am Campus gesehen worden noch bei ihrem Onkel in Berlin. Mit ihm habe ich gerade telefoniert. Er weiß auch nicht, wo sie ist, denkt aber, dass es ihr gut geht. Sie hat wohl eine Menge Geld an ihre Eltern in Indien geschickt.«

»Wo hat sie das denn her?« Babette richtete sich auf. »Sie war doch immer pleite. Wie kann sie da Geld an ihre Eltern schicken?«

»Vielleicht hat sie gespart«, erwiderte Amelie, konnte aber selbst nicht so recht daran glauben.

»Hm, wovon? Sie hatte nur den Modeljob bei dir. Sonst war sie doch immer hier.« Babette sprang auf und ging zur Tür.

»Was hast du vor?«, fragte Amelie ahnungsvoll.

»Ich schau mich jetzt mal in ihrem Zimmer um. Oder hast du noch eine Idee, wo sie sein könnte?« Babette nahm den Generalschlüssel aus dem Schlüsselkasten und öffnete Ashas Tür.

Amelie stürzte hinterher. »Babette, das kannst du nicht machen. Wir können doch nicht einfach in ihren Sachen wühlen.«

»Ich will nur schauen, nichts anfassen.« Das Zimmer war wie immer blitzsauber aufgeräumt. Seufzend drehte sich Babette einmal um sich selbst. »Wie kann man in so einem ordentlichen Zimmer leben? Was hat sie denn jeden Abend hier gemacht? Einen Fernseher gibt es nicht. Nicht mal ein Radio.«

Amelie stand jetzt hinter Babette. Es roch exotisch, eine ganz leichte Brise durchwehte das Zimmer. Auch sie bewunderte immer wieder Ashas Disziplin. Allerdings gefiel Amelie ihr eigenes Zimmer besser. Sie fühlte sich wohl, wenn überall persönliche Dinge herumstanden. Aber hier? Nicht mal auf dem Schreibtisch oder dem Nachtschränkchen lag irgendetwas. Kein Buch, keine Zeitschriften, kein Laptop. Lediglich ein Bild ihrer großen Familie stand am Bett. Auf dem Fensterbrett entdeckte sie Räucherstäbchen und eine Teekanne. Daneben einen kleinen Elefanten. Hatte der schon immer da gestanden?

»Und jetzt?«, fragte Amelie. »Hier werden wir nichts rausbekommen.«

Sie verließen das Zimmer und setzten sich gemeinsam an den Küchentisch.

»Vielleicht sollten wir zur Polizei gehen«, sagte Amelie sorgenvoll.

»Und was willst du ihnen sagen? Wir wissen gar nichts über Asha. Vielleicht hat sie einen reichen Freund gefunden und muss nie wieder arbeiten.« Babette stupste Amelie sacht an die Schulter. »Ach komm, sie wird bestimmt morgen auftauchen. Dann kannst du deine Fotos immer noch machen.«

Skeptisch verzog Amelie das Gesicht. Irgendetwas war komisch an der Sache. Asha war sonst immer zuverlässig. Amelie schaute Babette bedrückt an. »Wenn sie bis morgen nicht aufgetaucht ist, gehe ich zur Polizei.«